



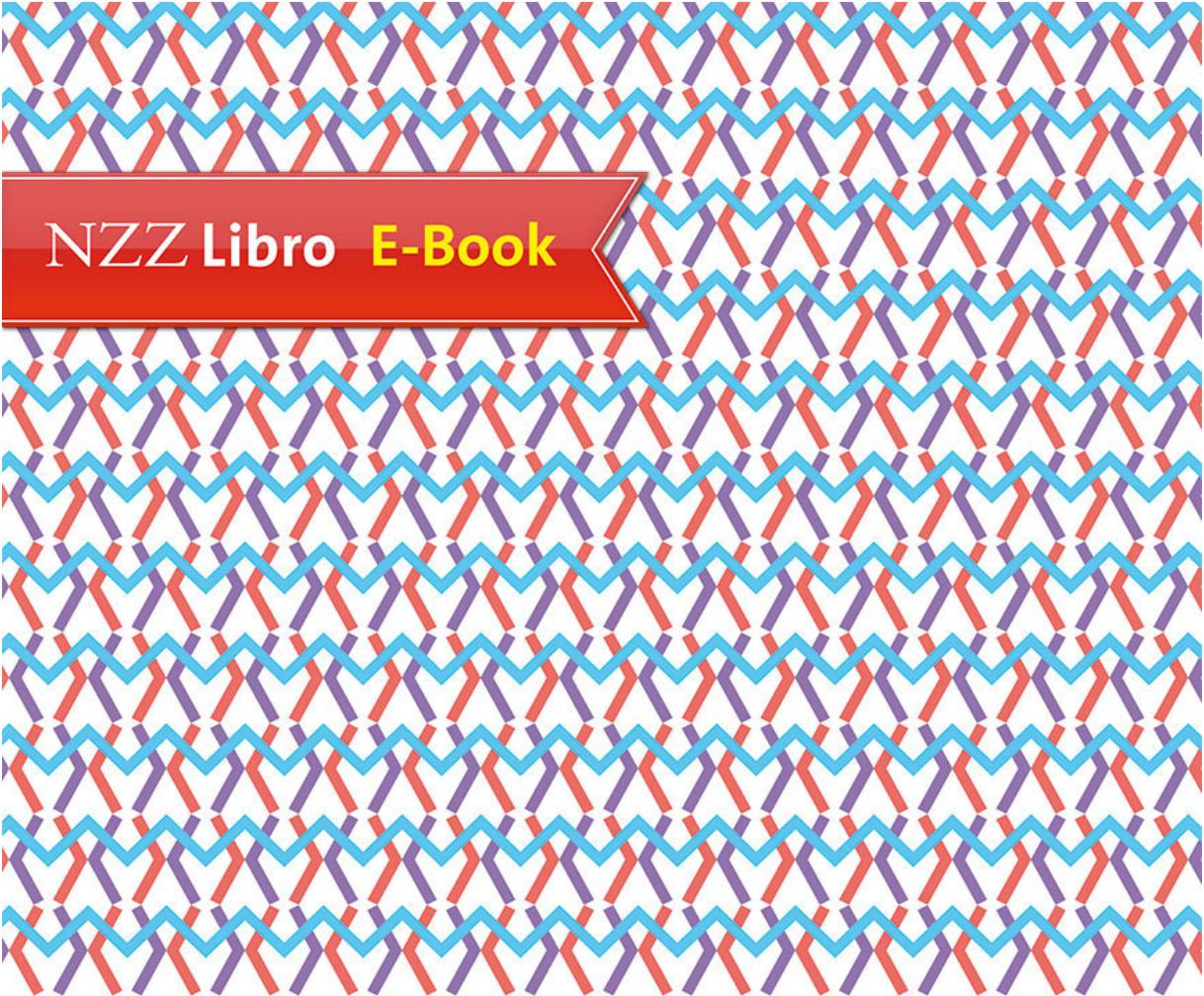
NZZ Libro **E-Book**

Andreas Schild

Abschied von der Solidarität?

**Zum Wandel der schweizerischen
Entwicklungszusammenarbeit**

Verlag Neue Zürcher Zeitung



NZZ Libro **E-Book**

Andreas Schild

Abschied von der Solidarität?

**Zum Wandel der schweizerischen
Entwicklungszusammenarbeit**

Verlag Neue Zürcher Zeitung

Andreas Schild

Abschied von der Solidarität?

Zum Wandel der schweizerischen Entwicklungszusammenarbeit

Verlag Neue Zürcher Zeitung

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2015 Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich

Der Text des E-Books folgt der gedruckten 1. Auflage 2015 (ISBN 978-3-03810-038-6).

Lektorat: Ingrid Kunz Graf, Schaffhausen

Titelgestaltung: TGG Hafen Senn Stieger, St. Gallen

Datenkonvertierung: CPI books GmbH, Leck

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, des Vortrags, der Entnahme von Abbildungen und Tabellen, der Funksendung, der Mikroverfilmung oder der Vervielfältigung auf anderen Wegen und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Eine Vervielfältigung dieses Werks oder von Teilen dieses Werks ist auch im Einzelfall nur in den Grenzen der gesetzlichen Bestimmungen des Urheberrechtsgesetzes in der jeweils geltenden Fassung zulässig. Sie ist grundsätzlich vergütungspflichtig. Zuwiderhandlungen unterliegen den Strafbestimmungen des Urheberrechts.

ISBN E-Book 978-3-03810-080-5

www.nzz-libro.ch

NZZ Libro ist ein Imprint der Neuen Zürcher Zeitung

«Wer nicht weiss, wo er herkommt, kann nicht wissen, wohin er geht, und wer vom Vergangenen nicht loskommt, steht der Zukunft apathisch gegenüber.»

Peter von Matt: Das Kalb vor der Gotthardpost, 2011

Inhalt

Einleitung

Teil 1 Entwicklungshilfe – zwischen Solidarität und Eigeninteressen

1 Nepal – Wiege der schweizerischen Entwicklungszusammenarbeit

1.1 Nepal als Schweizer Land und Land der Schweizer

1.2 Die 1970er-Jahre: ein Höhepunkt der schweizerischen
Entwicklungszusammenarbeit

1.3 Die 1970er-Jahre aus der Sicht des frühen 21. Jahrhunderts

1.4 Das Fehlen eines Gesellschaftsvertrags

2 Ruanda – die Entwicklungszusammenarbeit der Schweiz stösst an ihre Grenzen

2.1 Frühe Kontakte

2.2 Das Programm der Schweiz

2.3 Ruanda aus Schweizer Fernsicht

2.4 Der Genozid und der Verlust der Glaubwürdigkeit in der Schweiz

2.5 Zögerlicher Neubeginn

2.6 Der Versuch der Vergangenheitsbewältigung

3 INTERCOOPERATION – zwischen Staat und Zivilgesellschaft

3.1 Ursprung und Zweck

3.2 Die Rolle des neuen Geschäftsleiters

3.3 Die privaten Organisationen verlieren an Gewicht

3.4 Vom Verein zur Stiftung

3.5 Das neue Jahrhundert als Zeitenwende für den klassischen
Regisseur

4 Nordkorea – eine Nische für die Schweiz

4.1 Isolation oder Öffnung

4.2 Entwicklungszusammenarbeit als Türöffnerin?

4.3 Humanitäre Hilfe oder Entwicklungszusammenarbeit

4.4 Das Scheitern meines Mandats

4.5 Die Lehren

5 Afghanistan – auf der globalen Bühne wider Willen

5.1 Afghanistan nach der Vertreibung der Taliban

5.2 Das National Solidarity Programme – vom Notprogramm zum
Flaggschiff der Regierung

5.3 Leben und Arbeit in Afghanistan

5.4 Die Herausforderungen

6 ICIMOD – die Herausforderung grenzüberschreitender Zusammenarbeit im Himalaja

6.1 Eine regionale Organisation im Himalaja

6.2 Mögliche Bausteine für die Zukunft

6.3 Die Bemühungen, die Bergagenda regional und international zu
dynamisieren

Teil 2 Entwicklungszusammenarbeit – die Schwierigkeit, aus Lehren zu lernen

7 Armutsbekämpfung durch ländliche Entwicklung

7.1 Ländliche Entwicklung als persönliches Schwerpunktthema

7.2 Die ländliche Entwicklung als Voraussetzung für die Reduktion der
Armut?

7.3 Schweizerische Erfahrungen mit Integrierter Ländlicher
Entwicklung

7.4 Die ländliche Entwicklung neu definiert: Armutsbekämpfung durch
Einkommensförderung

7.5 Der Stellenwert der ländlichen Entwicklung zu Beginn des
21. Jahrhunderts

8 Die Suche nach dem richtigen Partner

8.1 Regierung und Nichtregierungsorganisationen als Vehikel der
internationalen Entwicklungszusammenarbeit

- 8.2 Die NGO als Staats- und Privatsektorersatz
- 8.3 NGO ist nicht gleich NGO, ein Versuch der Strukturierung
- 8.4 Die schweizerischen NGOs: von Pionieren zu professionellen Sozialunternehmern
- 8.5 Staat und NGOs in der internationalen Zusammenarbeit des 21. Jahrhunderts

9 Möglichkeiten und Grenzen der Entwicklungszusammenarbeit

- 9.1 Die wechselnden Perspektiven
- 9.2 Erfolg und Misserfolg ändern ihr Gesicht
- 9.3 Der Versuch, Lehren zu ziehen

Teil 3 Internationale Zusammenarbeit in der direkten Demokratie²⁷¹

10 Das traditionelle Profil der schweizerischen Entwicklungshilfe²⁷²

- 10.1 Ein entwicklungspolitischer Sonderfall?
- 10.2 Kulturelle und politische Wurzeln
- 10.3 Die schweizerische Entwicklungszusammenarbeit im Spannungsfeld zwischen internationalem Mainstreaming und Nischantätigkeit

11 Die schweizerische Entwicklungszusammenarbeit im Zeichen der Globalisierung

- 11.1 Neue Rahmenbedingungen zu Beginn der 1990er-Jahre
- 11.2 Die Entwicklungszusammenarbeit zwischen Globalisierung und nationalen Interessen
- 11.3 Die schweizerische Entwicklungszusammenarbeit im Umbruch

12 Welche internationale Zusammenarbeit der Schweiz im 21. Jahrhundert?

- 12.1 Das mögliche Koordinatensystem, in dem sich die Schweiz bewegen wird
- 12.2 Der Bürger als Konsument oder als rationaler Mitgestalter des Staats
- 12.3 Eine den schweizerischen Verhältnissen entsprechende Antwort

12.4 Plädoyer für eine Stärkung der schweizerischen internationalen
Zusammenarbeit

13 Abschied von der solidarischen Entwicklungszusammenarbeit?

13.1 Einleitung

13.2 Der gesetzliche Rahmen für die Entwicklungszusammenarbeit

13.3 Die Stossrichtung der schweizerischen internationalen
Zusammenarbeit zu Beginn des 21. Jahrhunderts

13.4 Erste Erfahrungen mit der Reorganisation

13.5 Schlussbemerkungen und Zusammenfassung: die schweizerische
Entwicklungszusammenarbeit im Sog des internationalen
Mainstreams

Abkürzungen

Anmerkungen

Dank

Der Autor

Einleitung

Das vorliegende Buch ist eine persönliche und subjektive Auseinandersetzung mit 40 Jahren Tätigkeit in der Entwicklungszusammenarbeit. Es ist aus der Froschperspektive des Zeitzeugen geschrieben, als eines Mitwirkenden und Beobachtenden zugleich. Der Ausgangspunkt der Betrachtungen ist das Geschehen vor Ort und nur ausnahmsweise eine Zentrale in der Schweiz. Es handelt sich nicht um eine wissenschaftliche Analyse. Vollständigkeit darf nicht erwartet werden, und Ausgewogenheit ist nicht das Ziel. Allerdings erhebe ich den Anspruch auf eine gewisse Repräsentativität der aufgeführten Beispiele.

Ein zentrales Anliegen ist zu zeigen, dass die Schweiz mit ihrer direktdemokratischen Tradition eine starke Verankerung der internationalen Zusammenarbeit in der Zivilgesellschaft braucht. Dieses Thema durchzieht den Text mit sich verändernden Akzenten.

Die Internationale Zusammenarbeit zwischen Solidarität und Eigeninteressen

Das Spannungsverhältnis zwischen Eigeninteressen und Solidarität wurde der Entwicklungshilfe gewissermassen in die Wiege gelegt. Als einer ihrer Grundsteine gilt die Vier-Punkte-Doktrin von Präsident Truman. In der Schweiz erkannte Bundesrat Petitpierre nach dem Zweiten Weltkrieg im Grundsatz der Solidarität die Möglichkeit, den Vorwurf von der Schweiz abzuwenden, sie sei eine Kriegsgewinnlerin gewesen. 1968 enthielt das Manifest der Erklärung von Bern sowohl die Anliegen der Solidarität wie der langfristigen Eigeninteressen. Die Entwicklungshilfe blieb allerdings in der Schweiz ein gesellschaftliches und politisches Randthema.

Erst das Gesetz von 1976 machte die Entwicklungszusammenarbeit zur staatlichen Aufgabe, die im Lauf der Jahre zu einem gewissen Automatismus wurde. Solidarität trat allmählich in den Hintergrund. Mit der Globalisierung und dem mit dem Ende der Sowjetunion einhergehenden Zusammenbruch der bipolaren Welt erlebte die schweizerische

Entwicklungszusammenarbeit zwei Phasen der Veränderung, die langfristige Folgen haben werden: zuerst die Zeitspanne vom Beginn der 1990er-Jahre bis 2008. Es war die Periode der Expansion der DEZA als staatliche Struktur. Diese hat gewissermassen im Alleingang den Sprung in die globalisierte Welt gewagt. Sie expandierte in neue Themen und vermochte gegenüber der Zivilgesellschaft, Parlament und Regierung, aber auch gegenüber anderen Teilen der Verwaltung Spielregeln zu diktieren. Die zweite Periode begann 2008. Sie ist verwaltungsintern unter dem Titel REO bekannt. Sie ist dadurch charakterisiert, dass die DEZA entmachtet und die Kompetenzen in die Strukturen des Aussenministeriums integriert wurden.

Infolge dieser Entwicklung ist die internationale Zusammenarbeit zum Instrument der Aussenpolitik geworden. Die Beispiele anderer Länder, die diese Integration bereits früher vollzogen haben, zeigen, dass damit fachtechnische und entwicklungspolitische Kriterien an Bedeutung verlieren. Dominierend werden kurzfristige aussenpolitische Opportunitäten. Eigeninteressen, um nicht zu sagen Eigennutz, drohen die Solidarität endgültig zu verdrängen.

Entwicklungszusammenarbeit muss auch das interne Veränderungspotenzial freisetzen

Die Relevanz der internationalen Zusammenarbeit kann nicht nur an ihrer unmittelbaren Wirkung vor Ort gemessen werden. Die Geschichte, die eigene Kultur, geografische Gegebenheiten und der technologische Fortschritt erweisen sich als solidere Grundkräfte für den Wandel als kurzfristige politische Episoden oder Entwicklungshilfe. Ein aussagekräftiges Beispiel in diesem Zusammenhang ist sicher Ruanda vor und nach dem Genozid 1994. Politiker, Massenmedien und sogar Dichter haben es zum Anlass genommen, mit der Entwicklungszusammenarbeit abzurechnen. Vielleicht wäre es angemessen, Ruanda als Beispiel der Machtlosigkeit der Entwicklungszusammenarbeit zu verstehen. Erfolg und Misserfolg sind oft trügerische Kriterien für die Relevanz der Entwicklungszusammenarbeit. Der Druck zur Erzielung kurzfristiger

Erfolge führt zu oberflächlichen Folgerungen. Die professionell kommunizierte Realität entspricht nicht unbedingt der Wirklichkeit. Entwicklungszusammenarbeit ist dann besonders relevant, wenn sie auch im Inland Wirkung erzeugt. Die Förderung des Verständnisses für Anpassung im Inland ist ebenso wichtig wie die Erfolgsgeschichte vor Ort. Die Kommunikation müsste wieder vermehrt den Anspruch auf Erklärung und Aufklärung erheben. Sie darf das schweizerische Publikum nicht in den Sumpf des Infotainments ziehen.

Globalisierung macht internationale Zusammenarbeit zur Innenpolitik

Die internationale Zusammenarbeit ist in mancher Beziehung zur Weltinnenpolitik geworden. Internationale Fragen berühren die Art und Weise, wie wir uns bewegen, wie wir uns ernähren, aber insbesondere auch, wie wir uns politisch organisieren. Direktdemokratische Traditionen und zentrale politische Werte wie Autonomie, Subsidiarität und Föderalismus werden durch die Globalisierung beeinflusst. Bedeutet dies nicht, dass die internationale Zusammenarbeit vermehrt in der Öffentlichkeit diskutiert werden sollte? Haben wir als «politische Willensnation» nicht ein Interesse daran, dass der Bürger möglichst gut informiert ist, Zusammenhänge versteht und Auswirkungen nachvollziehen kann? Dürfen wir diese Aufgabe den staatlichen Vertretern und der Aussenpolitik überlassen? Geht es hier nicht auch um die Frage, welches die Rolle des Kleinstaats Schweiz in einer globalisierten Welt überhaupt sein kann? Vielleicht müssten wir uns von der Idee verabschieden, dass die Schweiz international als Musterschülerin auftritt, die in vorauseilendem Eifer die Resultate der internationalen Konferenzen schnellstmöglich umsetzen will. Vielleicht müssten wir in einer globalisierten Welt Verständnis schaffen für gewisse Besonderheiten. Der Föderalismus ist nicht nur innenpolitisch von Bedeutung. Haben wir nicht auch Interesse an einer föderalistischen Weltordnung? Sollten wir nicht die internationale Zusammenarbeit so betreiben, dass das allgemeine Verständnis der Zusammenhänge und damit die Bereitschaft für eigene Veränderungen grösser wird? Für interne Anpassungen unter Beibehalt unserer Eigenart brauchen wir politische

Mehrheiten und dürfen nicht einfach internationales Mainstreaming betreiben. Wir brauchen auch eine Rückkoppelung zum Bürger. Wir müssten wichtige politische Grundsätze, die für die Schweiz typisch sind und sie ausmachen, auch international vertreten und stärken.

Globale Risiken fordern neue Kompetenzen

Braucht die internationale Zusammenarbeit der Schweiz nicht eine zusätzliche Dimension? Globale Risiken wie Klimawandel, Nahrungsmittelsicherheit, Migration, Energie und Pandemien verlangen Veränderungen von den anderen, aber auch von uns selbst. Wollen wir eine nützliche Rolle spielen, aber auch unsere legitimen Interessen vertreten, so müssen wir die enge Optik der Aussenpolitik überwinden. Wir müssen neue Kompetenzen aufbauen und Kenntnisse breit abstützen. Wir benötigen dazu eine aktive Zivilgesellschaft und Kompetenzzentren, die Grundlagen erarbeiten für uns, aber auch für gemeinsame Lösungen mit anderen in einer globalisierten Welt. Wir benötigen aber auch eine Verwaltung, die in der Lage ist, langfristig und strategisch zu disponieren.

Die Integration der internationalen Zusammenarbeit ins Aussenministerium mag dem internationalen Trend entsprechen, ist aber mit den direktdemokratischen Traditionen und den Erfordernissen einer Mehrparteien- und Kollegialregierung schwer vereinbar.

Die Gliederung des Textes

Das Buch umfasst drei Teile. Der erste Teil ist dem Wandel der Entwicklungszusammenarbeit anhand von Schwerpunkten der internationalen Zusammenarbeit gewidmet. Die beiden ersten Kapitel beschreiben die schweizerische Entwicklungszusammenarbeit in Nepal und Ruanda, zwei Schwerpunktländern für die Schweiz. Nach einem Exkurs in die Welt einer privaten Entwicklungsorganisation in Kapitel drei wird in den Kapiteln vier und fünf Entwicklungszusammenarbeit anhand zweier extremer Beispiele, nämlich Nordkoreas und Afghanistans, beschrieben. Diesen Teil rundet schliesslich die Beschreibung der Rolle von [ICIMOD](#),

einer regionalen Organisation mit Sitz in einem Schwergewichtsland der schweizerischen Entwicklungszusammenarbeit, ab.

Der zweite Teil stellt die Frage nach der Wirksamkeit und Relevanz der Entwicklungszusammenarbeit. Erfolg und Misserfolg werden durch verschiedene zeitliche Perspektiven interpretiert. Diese Zusammenhänge werden anhand der Armutsbekämpfung in ländlichen Gebieten dargestellt. Anschliessend wird in ausgewählten Ländern die Entstehung und Bedeutung der Zivilgesellschaft als Ziel und Instrument der Entwicklungszusammenarbeit beschrieben. Das dritte Kapitel soll anhand verschiedener zeitlicher Betrachtungsweisen Grenzen der Wirksamkeit von Entwicklungszusammenarbeit ausloten.

Der dritte Teil beschreibt den Wandel von der solidarischen Entwicklungszusammenarbeit zu einem Instrument der Aussenpolitik. Er handelt vom zeitgeschichtlichen Wandel. Wie wirkt sich dieser auf die schweizerische Entwicklungszusammenarbeit aus? Hier werden institutionelle und administrative Anpassungen beschrieben, die sich mittel- und langfristig auf die Ziele und die Qualität auswirken werden. Es geht im Wesentlichen um die Integration der Entwicklungszusammenarbeit in die Aussenpolitik. In diesem Teil wird die Bühne der aktiven Entwicklungszusammenarbeit verlassen. Aus der Sicht des Bürgers im Kleinstaat Schweiz wird eine Beziehung zwischen Entwicklungszusammenarbeit und direkter Demokratie hergestellt.

Zur begrifflichen Klärung

Da auf den folgenden Seiten bestimmte Begriffe immer wiederkehren und diese Ausdrücke im Lauf der Zeit mit unterschiedlichem Inhalt versehen wurden, sollen sie einleitend erläutert werden. Es geht um Entwicklungshelfer, Entwicklungshilfe und Entwicklungszusammenarbeit. Es ist aber auch die Rede von der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA), der schweizerischen Amtsstelle, die zusammen mit dem Seco für die staatliche Entwicklungshilfe verantwortlich ist.

Entwicklungshilfe meinte zu Beginn Fördermassnahmen des Nordens zugunsten armer Länder des Südens. Der Entwicklungshelfer war ein

zentrales Medium, durch das die Hilfe ermöglicht wurde. Der Entwicklungshelfer war in der Regel eine Berufsperson, die bemüht war, Wissen und Kompetenzen aus ihrem Fachgebiet nach Süden zu transferieren. Der Entwicklungshelfer sollte bei der Entwicklung helfen oder die Entwicklung fördern.

Der Begriff «Entwicklungshilfe» wurde später als zu paternalistisch empfunden. Deshalb wurde er Mitte der 1970er-Jahre durch «Entwicklungszusammenarbeit» ersetzt. Wie schon das Wort sagt, wollte man damit das Miteinander und die Zusammenarbeit betonen. Damit ist auch das partnerschaftliche Prinzip angesprochen, das implizit angestrebt wurde. Eigentlich wurde damals auch der Ausdruck Entwicklungshelfer obsolet. Die Bezeichnung hatte sich aber inzwischen so eingebürgert, dass man im deutschen Sprachgebrauch schlicht keine bessere fand. Statt der Bezeichnung wurde allmählich die Funktion abgeschafft. Die Partnerländer verfügten über immer mehr eigenes technisch und fachlich qualifiziertes Personal. Dieser Wandel liess die Fachpersonen nicht mehr als Helfer erscheinen. International wurde der Ausdruck «Experte» eingeführt. Romanische Sprachen waren da präziser. Die Entwicklungshelfer wurden als «coopérant» oder «coopérante» bezeichnet. Verglichen mit dem früheren Entwicklungshelfer war der Experte zwar weiterhin eine Fachperson. Er arbeitete aber nicht mehr auf rein technischer Ebene. Er (meistens waren damals noch Männer im Einsatz) war in erster Linie ein Berater, von dem erwartet wurde, dass er seinen Fachbereich in einen breiteren Rahmen stellen und auch strategische Aspekte abdecken konnte. Gerade im schweizerdeutschen Umfeld hielten sich aber in der Umgangssprache weiterhin die Begriffe «Entwicklungshilfe» und «Entwicklungshelfer».

Heute spricht man nicht mehr von Entwicklungszusammenarbeit, sondern von internationaler Zusammenarbeit. Damit wird betont, dass die Aktivitäten der ehemaligen Entwicklungszusammenarbeit nun in einem internationalen Netzwerk umgesetzt werden. Die Bezeichnung «internationale Zusammenarbeit» entstand im Kontext der Globalisierung. Der Experte existiert zwar weiter, aber er hat gegenüber dem Entwicklungsfunktionär an Bedeutung verloren. Diese Funktionäre werden

heute teilweise zu Entwicklungsdiplomaten emporstilisiert, arbeiten in der Regel am Sitz der finanzgebenden Organisation oder in einem dezentralisierten Büro, vorzugsweise in einer Botschaft in einem Partnerland. Sie handeln Projekte aus, die mit Rahmenbedingungen (Conditionalities) versehen sind. Die Funktionäre überwachen die Verwendung der Mittel und die Einhaltung der Bedingungen.

Diese Kurzbeschreibung ist nun etwas rudimentär und vereinfachend ausgefallen. In der Realität vermischen sich die alten Zusammenarbeitsformen mit den neuen Bezeichnungen. Es gibt eben nebst den Funktionären immer noch traditionelle Entwicklungshelfer und Experten. Auch gewisse Grundaspekte haben sich nie verändert. Zum Beispiel werden die Bedingungen für eine Unterstützung heute sogar mehr denn je vom Finanzgeber oder von den internationalen Organisationen bestimmt. Die internationale Zusammenarbeit ist eng verbunden mit einem internationalen Mainstreaming. Jede Agentur nimmt auf, was an internationalen Konferenzen diskutiert wird. So haben denn auch alle mehr oder weniger die gleichen Prioritäten und Ansätze. Jedenfalls auf dem Papier. Man könnte dies auch als «Langue de bois» bezeichnen. Unter der Oberfläche geschieht, was schon immer getan wurde. Da nun alle Agenturen sich bemühen, die Ergebnisse internationaler Konferenzen umzusetzen, ergibt sich ein Problem der Erkennbarkeit. Aus politischen Gründen muss diese aber unbedingt vorhanden sein, damit besondere nationale Qualitäten der Geberländer hervorgehoben werden können. In der Schweiz betont man entsprechend die Swissness.

Da im Folgenden aus schweizerischer Perspektive geschrieben wird, taucht oft der **DfTZ** auf. Diese Abkürzung steht für Delegierter für Technische Zusammenarbeit. Später war vom Dienst für Technische Zusammenarbeit die Rede. Mit der Einführung der entsprechenden Gesetzgebung 1976 konnte diese Agentur bald in eine Direktion übergeführt werden, die **DEH** (Direktion für Entwicklungszusammenarbeit und humanitäre Hilfe) genannt wurde. Mit einem neuen Logo versehen, wurde die DEH in den 1990er-Jahren zur Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit, **DEZA**.

Zum Hintergrund des Autors

Entwicklungshelfer?

Vielleicht wurde ich zeit meines Lebens als typischer Entwicklungshelfer, jedenfalls als typischer [EZA](#)-Vertreter meiner Generation wahrgenommen. Ich muss aber gleich mit aller Entschiedenheit sagen, dass ich mich nie als solcher fühlte. Ja, ich fühlte mich mit dem Ausdruck «Entwicklungshelfer» nicht ernst genommen. Wurde er auf mich angewendet, fühlte ich mich ausgesprochen unwohl und in eine Ecke gedrängt.

Ich habe mich nie als Helfer gesehen, sondern betrachtete mich viel mehr als Beobachter, vielleicht als Mittelsperson. Andere haben mich eher als Macher wahrgenommen. Mitarbeiter glaubten auch, Ecken und Kanten entdeckt zu haben.

Gegenüber «Entwicklung» mit «Hilfe» habe ich, vermutlich als Historiker geprägt, immer eine gehörige Dosis Skepsis empfunden. Ich habe mich immer viel mehr als einen interessierten Beobachter gesehen, der verstehen und am richtigen Ort stehen wollte. Ich habe mich stets als einen Privilegierten wahrgenommen, der in eine einzigartige Situation versetzt worden war. Dabei war ich meinem eigenen Verständnis nach stets leicht subversiv und versuchte aktiv, den von mir als positiv empfundenen Kräften zum Durchbruch zu verhelfen. Ich war stets fasziniert von der Initiative und dem Durchhaltewillen von Leuten, die unter schwierigsten Bedingungen etwas zustande bringen wollten. Ich versuchte, die enormen Schwierigkeiten meiner Partner zu verstehen und diese gemeinsam mit den Kollegen zu lösen. Demgegenüber hatte ich oft wenig Verständnis für die Schwächen und Unzulänglichkeiten meiner Arbeitgeber in der Zentrale. Ich war ein relativ verständnisvoller Partner vor Ort, aber ein eher garstiger Partner der Zentrale in der Schweiz und anderswo.

Die Sicht des Rückkehrers

Ich schreibe aus der Sicht des Heimkehrers. Das gibt mir eine gewisse Distanz und ein wenig Narrenfreiheit. Als Beobachter von aussen habe ich

die Entwicklungen in der Schweiz mitverfolgt, ohne von den sich daraus ergebenden Zwängen des Alltags direkt betroffen gewesen zu sein. Das gab und gibt mir Freiheit in der Betrachtung, setzt mich aber auch dem Risiko einer gewissen Abgehobenheit aus. Gerade als Historiker laufe ich sicher Gefahr, einige Grundelemente der schweizerischen politischen Kultur romantisch zu verbrämen. Meine Kollegen in der Schweiz stellen denn auch hin und wieder fest, dass ich den Druck des Alltags und der täglichen Probleme, dem sie ausgesetzt sind, unterschätze.

Entwicklungszusammenarbeit hat mich jedoch gelehrt, dass das Gewicht der sozialen, wirtschaftlichen und politischen Vergangenheit sowie der eigenen, durch Geschichte und Umwelt geprägten Identität einen stärkeren Einfluss auf die Bewältigung der Zukunft ausüben, als gemeinhin angenommen. Das Gewicht gezielten Handelns und unserer Beeinflussbarkeit wird allgemein überschätzt. Für das Verständnis Nordkoreas ist der Neokonfuzianismus ebenso wichtig wie der Kommunismus. Das Studium des zaristischen Russland hilft uns vielleicht eher, die Haltung von Präsident Putin zu verstehen, als das Wissen über die Leninsche Revolution. Ich gehe deshalb davon aus, dass das schweizerische Handeln ebenso durch die Vergangenheit geprägt ist wie durch die Sachzwänge von heute. Mit anderen Worten: Die Kenntnis der eigenen Vergangenheit hilft uns bei unserer Orientierung für die Zukunft. Dabei mag auch die Distanz des Rückkehrers ganz nützlich sein.

Teil 1

Entwicklungshilfe – zwischen Solidarität und Eigeninteressen

1. Nepal – Wiege der schweizerischen Entwicklungszusammenarbeit

Neben meiner Tätigkeit als Teamleiter des Entwicklungshelferprogramms (Swiss Technical Assistants Programme) war ich Koordinator für die Vorbereitung des Integrated Hill Development Programme (IHDP) 1973/74 und von 1974 bis 1978 Leiter der SATA (Koordinator DEH und Teamleiter Helvetas).

Zwischen 1982 und 2000 besuchte ich Nepal wiederholt im Auftrag von Helvetas und INTERCOOPERATION.

Von März 2007 bis Ende 2011 leitete ich ICIMOD (International Centre for Integrated Mountain Development) mit Sitz in Kathmandu.

1.1 Nepal als Schweizer Land und Land der Schweizer

Keinem sogenannten Entwicklungsland hat die Schweiz so viel Sympathie entgegengebracht wie Nepal. Für viele Schweizer und Schweizerinnen war es das erste Land, das sie ausserhalb Europas kennenlernten. Es war das erste Land, in dem die Schweiz Entwicklungshilfe leistete, bevor diese überhaupt ein Thema war.

Einige betrachten Nepal als eigentliche Wiege der Schweizer Entwicklungshilfe. Weshalb?

Da nach der Unabhängigkeit Indiens 1947 in Südasien ein neuer Wind wehte, glaubte das damalige Regime in Nepal, die hermetische Abriegelung zugunsten einer vorsichtigen Öffnung des Landes aufgeben zu müssen. Weshalb ausgerechnet die Schweiz als Türöffner eingeladen wurde, ist nicht ganz klar. Die verschiedenen Erklärungsmodelle sind interessant, weil sie in einen bestimmten historischen Kontext passen: Einig ist man sich, dass der nepalesische Botschafter in London eine wichtige Vermittlerrolle spielte.

Ob er nun seinen Vorgesetzten die Schweiz empfahl, weil er sie wie die englischen Touristen kannte oder weil er das Geld der Ranas, der damaligen Herrscher, über Schweizer Banken verwalten liess, ist nicht klar.

In der Schweiz waren verschiedene Kreise erpicht, der Einladung Nepals Folge zu leisten. Wem sollte das Privileg zukommen, in das geheimnisvolle Land zu reisen? Die Alpinisten um den Schweizer Alpen-Club und Vertreter der Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH) machten sich die Expedition streitig. In Bern war Aussenminister Petitpierre damit beschäftigt, die schweizerische Neutralität in die Nachkriegszeit zu retten. Mit der Mission nach Nepal konnte ein kleines Fenster der Solidarität ausserhalb des europäischen Kontinents geöffnet werden. Den Zuschlag für die erste Reise und für das, was später als Swiss Forward Team bezeichnet wurde, erhielt 1949 die ETH.

So befand sich die Schweiz in Nepal gewissermassen in der Poleposition, und Nepal wurde geradezu zum Prototyp, wenn von den armen Entwicklungsländern die Rede war. Dies war sicher zu einem wesentlichen Teil den ersten Everest-Expeditionen 1952 und 1956 zuzuschreiben. Die Schweizer Expeditionen hinterliessen nicht nur alpinistisch prägende Eindrücke. Sie rüsteten die Sherpas alpin aus und machten damit die Kulis der Engländer zu Alpinisten und Partnern. Das registrierten die Sherpas sehr wohl, und es entstanden persönliche Freundschaften zwischen Bergkameraden, die späteren Expeditionen wie den Engländern unter Hunt verwehrt blieben.

Von grosser entwicklungspolitischer und historischer Bedeutung sollte aber die Arbeit des Swiss Forward Team ab 1949 sein. Das aus vier ETH-Experten bestehende Team formulierte erstmals konkrete Vorschläge, wie sich die Landwirtschaft und andere Sektoren der Wirtschaft Nepals entwickeln könnten. Eine ganz besondere Anerkennung verdient der frühe Nepal-Kenner und Geologe Toni Hagen. Er schuf mit seinen Fotos und einem Nepal-Buch ein bleibendes Bild eines armen Gebirgslandes mit phantastischen Landschaften, einer unversehrten Gebirgskultur und einer gastfreundlichen Bevölkerung. Dieses Nepal-Bild entsprach den positiven Werten, mit denen sich die Schweizer in der Nachkriegszeit identifizierten.

Die schweizerischen Pioniere konnten die Lebensumstände der hart um ihr tägliches Brot kämpfenden Bergbauern sehr gut nachvollziehen. Sie suchten nach Lösungen, die sie aus den Alpen kannten, und hinterliessen ihrerseits in Nepal bleibende Spuren.

Wie Werner Schulthess, der erste Projektleiter des Molkereiprojekts, mit Filzhut, wehendem Bart und Rucksack auf seinem Fahrrad von seinem Wohnort in Patan den Pulchowk hinuntergefahren ist, um in der Molkerei Lainchaur seine Arbeit aufzunehmen, nahmen viele junge Nepalesen sehr wohl wahr und erzählten es weiter. Wie die Schweizer in Banepa, 20 Kilometer ausserhalb des Kathmandu-Tals, regelmässig Milchsammelstellen kontrollierten, während sich die Amerikaner nicht aus dem Kathmandu-Tal hinauswagten, hielt Kaiser Bahadur K. C. dichterisch fest.

Toni Hagen hat nicht nur dem schweizerischen Publikum mit seinem Nepal-Buch eine neue Welt eröffnet. Auch die nepalesischen Primarschüler lernten ihr Land dank den Informationen von Toni Hagen kennen. Wichtige Tatsachen und Hintergrundinformationen über das eigene Land stammten direkt aus Toni Hagens Büchern und wurden auch so zitiert.

Diesen Anfängen fehlte eine klare, mit Daten unterlegte Analyse. Die Schweizer waren nicht die Entwicklungshelfer der 1970er-Jahre, sondern Praktiker. Sie nutzten ihre Fachkenntnisse und die Erfahrungen aus den Alpen, um konkrete Projekte zu realisieren: Käseproduktion blieb während Jahrzehnten das typische Beispiel für die Arbeit der Schweizer im Himalaja und wirkte noch Jahrzehnte als Aushängeschild der schweizerischen Entwicklungshilfe nach.

Die 1970er-Jahre waren nicht mehr die Pionierzeit in Nepal. Erstmals hatten junge Schweizer an der ETH eine fachliche Vorbereitung in Form von Postgraduate-Kursen erhalten. Es ging darum, auf dem fruchtbaren Boden, den die Pioniere hinterlassen hatten, weiterzuarbeiten. Die jungen Schweizer Entwicklungshelfer und -helferinnen waren mehrheitlich von einer echten Nepal-Begeisterung getragen. Respekt vor der ganz anderen Welt und der Wille, diese zu verstehen, standen im Zentrum. Annemarie Spahr, Miss Spahr, wie sie respektvoll genannt wurde, hatte eine wichtige

Brückenfunktion. Sie war vertraut mit den Anfängen und eine bestens vernetzte Nepal-Kennerin. Sie versorgte die «Nepal-Schweizer» regelmässig mit Hintergrundinformationen.

Diese Zeit war die Periode der ersten Entwicklungshelfer, deren Ausbildung durch die Nach-68er-Jahre beeinflusst war. Nepal war damals auch der Pilgerort der internationalen Hippiekultur. Die Zeit der Selbsterfahrung kündigte sich unter den jungen Schweizern an. Diese beförderte oft Widersprüche zutage zwischen der formalen Welt der nepalesischen Beamten, die in traditioneller Bekleidung mit Topi, der traditionellen Kopfbedeckung der Nepalesen, arbeiten mussten, und der Informalität eines jungen Schweizer Ingenieurs, der unbedingt in kurzen Hosen zur Arbeit in den Singha Durbar, den alten Ranapalast, der als Sitz der nepalesischen Verwaltung diente, gehen wollte.

1.2 Die 1970er-Jahre: ein Höhepunkt der schweizerischen Entwicklungszusammenarbeit

Das Profil der schweizerischen Entwicklungszusammenarbeit in Nepal

Die 1970er-Jahre des letzten Jahrhunderts waren für die schweizerische Entwicklungshilfe in Nepal in vielerlei Hinsicht eine Periode des Erntens und des Umbruchs. Einerseits gelang es, frühere Erfahrungen der Pioniere zu bestätigen, andererseits hatte die Schweiz den Mut, Neues anzugehen. Beide Tendenzen legten, begünstigt durch grosszügigere Finanzmittel der Schweiz, die Grundsteine für ein langfristiges Unterstützungsprogramm, das die schweizerische Präsenz bis in die Gegenwart mitgeprägt hat.

Der Beginn der 1970er-Jahre stellte für das schweizerische Programm auch eine Art Zäsur dar. Das alte Jiri-Projekt (Jiri Multipurpose Development Project) in Ostnepal, auf halbem Weg zum Everest, das seit 1956 als Flaggschiff der schweizerischen Präsenz in den Hügeln des Landes galt, wurde 1970 beendet, und die Tibeterprojekte befanden sich in einer Konsolidierungsphase. So wurde das Programm, das bisher auf das

Hügelgebiet fokussiert gewesen war, vorübergehend auf Aktivitäten im Kathmandu-Tal konzentriert.

In der Periode von 1973 bis 1978 veränderte sich das Profil der schweizerischen Präsenz stark. Bestehende Projekte wie die Teppichproduktion der Tibeter gewannen dank dem aufkommenden Massentourismus an Dynamik. Die Teppiche entwickelten sich zu einem der wichtigsten Devisenbringer des Landes. SATA (Swiss Association for Technical Assistance), die Dachorganisation schweizerischer Entwicklungszusammenarbeit in Nepal, führte auf technischer Ebene Neuerungen ein. Unter dem Einfluss des Buchs von Schuhmacher, *Small is beautiful* (1973), das westliche Grossprojekte kritisierte und als Antwort auf die erste Energiekrise die Förderung von erneuerbaren Energien propagierte, wurde angepasste Technologie (Sonnenenergie für Warmwasser, Kleinstkraftwerke usw.) ausprobiert. Die Einführung und die kommerzielle Produktion von Solar-Wasserheizungen vorwiegend im Kathmandu-Tal und der Bau und der Vertrieb von Durchströmturbinen für mechanische und elektrische Energie in den Hügeln waren die Folgen. Die Konstruktion von Hängebrücken wurde ständig vereinfacht und das Programm dynamisiert. Aus dem Hängebrückenbauprojekt entstand ein nationales Programm. Entwicklungspolitisch war die Privatisierung der Balaju-Yantra-Shala-Unternehmungen (BYS) eine Innovation. Neu war die Idee, eine ganze Gegend in Ostnepal (die Bezirke Sidhu Palchowk, Dolakha und Ramechhap) «integriert» durch ein Förderprojekt zugunsten der Hügelgebiete (Integrated Hill Development Project, IHDP) mit dem Bau einer 115 Kilometer langen Strasse zu erschliessen (Lamusangu-Jiri-Projekt). Dieses letzte Unterfangen stellte die schweizerische Entwicklungshilfe technisch und organisatorisch vor neue Herausforderungen und hatte sogar innenpolitische Auswirkungen. Das IHDP fand in Nepal und international grosse Beachtung. Auch heute noch, mehr als 30 Jahre später, werden diese Projekte als innovativ und strategisch beurteilt.

Helvetas und die DEH mit gemeinsamer Leitungsorganisation

Helvetas war unter dem Namen Schweizerisches Hilfswerk für aussereuropäische Gebiete bereits ab 1956 in Nepal tätig. Der Bund, unter dem Namen Dienst für Technische Zusammenarbeit (DfTZ), begann Anfang der 1960er-Jahre mit der Rehabilitation der Tibeter Flüchtlinge sein direktes Engagement. 1970 wurde beschlossen, die beiden Organisationen zu einer gemeinsamen Leitungsorganisation unter dem Namen Swiss Association for Technical Assistance (SATA) – die englische Übersetzung von Helvetas– zusammenzufassen. Ich beurteilte diese Lösung als recht gelungen und erachtete diese Art der Zusammenarbeit von staatlicher Agentur und zivilgesellschaftlicher Organisation gerade vor dem Hintergrund der schweizerischen politischen Kultur nicht nur als effizient und kostengünstig, sondern auch als zukunftsweisend. Sie hat sich später unter anderem auch in Bhutan bewährt. Als ich in den 1990er-Jahren eine ähnliche Lösung für die schweizerische Entwicklungszusammenarbeit in Kirgistan anstrebte, zeigte sich, dass sich die Rahmenbedingungen geändert hatten. Die privaten Organisationen, in diesem Falle Helvetas, suchten mehr Autonomie, und die DEZA wollte ihre Rolle als Vertreterin der Regierung mit eigenem Profil in der Schweiz und vor Ort hervorheben.

Die gemeinsame Leitungsorganisation in Nepal wurde in den 1980er-Jahren aufgelöst. Seit diesem Zeitpunkt operieren die DEZA, Helvetas, Swisscontact und andere Organisationen mit eigener Infrastruktur, Administration und mit entsprechenden Kosten. Sogar im kleinen Bhutan haben sich Helvetas und DEZA nach 2011 getrennt und je ihre eigene Administration aufgebaut. Es ist nicht realistisch, diesen Trend umkehren zu wollen, obwohl es Sinn machen würde, wenn die privaten Partner eher das operative, feldorientierte Geschäft übernehmen und die DEZA sich eher auf die politisch-strategischen Aufgaben konzentrieren würde. Eine solche Arbeitsteilung wäre sicher auch unter einer gemeinsamen Leitungsorganisation möglich. Sowohl die Beispiele Bhutan wie auch Nepal zeigen aber, dass nicht politisch-strategische Überlegungen entscheidend sind: Bhutan wird innerhalb der DEZA von der Abteilung Ostasien betreut (China und Indochina). Akkreditiert in Thimphu ist aber der Schweizer Botschafter in Indien. Bhutan hat nur beschränkte

Beziehungen mit Ostasien und unterhält keine diplomatischen Beziehungen mit China. Andererseits ist Bhutan wirtschaftlich gesehen weitestgehend in den indischen Grossraum integriert. Logischerweise sollte Bhutan deshalb in der DEZA zur Abteilung Südasien gehören.

In Nepal kam es zur Auftrennung der Leitungsorganisation wegen Gouvernanzfragen und mangelnder Transparenz in der Auftragserteilung der DEZA und nicht aus politischen oder effizienzbezogenen Fragen.

Helvetas und die DEZA haben übrigens in Nepal nach ihrer Trennung eine ähnliche Projektpolitik betrieben. Erst während des Bürgerkriegs 1996–2006 begann der Vertreter der DEZA in ganz unschweizerischer Art, sich politisch zu engagieren. Mit der Eröffnung einer Botschaft 2010 hat sich die Schweiz nun wie andere Geber stark an friedensfördernden Massnahmen beteiligt. Nun wären die Bedingungen für eine neue Arbeitsteilung gegeben. Die DEZA könnte substanziell Ressourcen sparen, wenn sie die Auslagerung operationeller Aufgaben konsequenter vorantreiben würde.

Die Schweizer Entwicklungshelfer: «Sändeler», Macher, Anthropologen und Entwickler

Das starke Wachstum des schweizerischen Programms während der 1970er-Jahre bedeutete für die damalige SATA einen gehörigen Strukturwandel. Wie oben ausgeführt, war das SATA-Programm ab 1970 mit Ausnahme der Einzeleinsätze (des Entwicklungshelferprogramms) Kathmandu-lastig gewesen. Dies spiegelte sich im Profil der Mitarbeiter. Diese hatten mehrheitlich einen technisch-handwerklichen Hintergrund oder eine kaufmännische Ausbildung. Sie arbeiteten in Projekten, in denen der Transfer von technischen Fertigkeiten und die Entwicklung von Technologien im Vordergrund standen: Vermarktung und Design der Tibeterteppiche, Aufbau von Elektro-, Sanitär- und Metallbauunternehmen, die Unterstützung der grössten nepalesischen Baufirma, Bau von Hängebrücken usw. waren die Programmschwerpunkte.

Mit der Planung eines regionalen Entwicklungsvorhabens in den Hügeln, des integrierten Hügelentwicklungsprogramms (IHDP), traten

neben technischen auch strategische, sozialpolitische, ökonomische und institutionelle Fragen ins Zentrum. Die neu rekrutierten Mitarbeiter hatten nun einen akademischen Hintergrund als Ökonomen, Agronomen oder Kultur- und Forstingenieure. Damit erhielt das SATA-Team innerhalb kurzer Zeit ein neues Gesicht. Dieser Strukturwandel wurde durch zwei Phänomene verstärkt: Die neuen Akademiker hatten einen Post-68er-Hintergrund. Es war eine recht kritische, hinterfragende und diskutierfreudige Generation. Entwicklungspolitische Fragen wurden von da an intensiver diskutiert: Die Forderung nach Mitbestimmung, ein politisches Bewusstsein sowie teilweise ein starkes soziales Engagement prägten die Auseinandersetzungen. Zudem waren die technischen Projekte einem institutionellen Wandel unterworfen: Privatisierung, Verselbstständigung und Restrukturierung waren angesagt. Sowohl die DEZA wie auch Helvetas rekrutierten für diese Projekte nun Leute mit mehr Berufserfahrung und einem leicht veränderten Altersprofil. Waren die Jahre 1973 bis 1975 beherrscht von jungen, frischvermählten Mitarbeitern (es gab 1975 zehn Geburten im SATA-Team!), kamen nun etwas reifere Semester zum Zug. Für sie war der Einsatz in Nepal eine Alternative zu einer Karriere in der Schweiz.

Da die Zahl der schweizerischen Mitarbeiter allmählich auf 60 anwuchs und sich das Aufgabenprofil der Mitarbeiter veränderte, wurde das Team entsprechend heterogener. Als Leiter der Organisation musste ich viel Energie in Teammeetings und Diskussionen zur Lösung von Spannungen und Konflikten investieren. Die einen waren der Überzeugung, die anderen verbrachten ihre Zeit nur mit Diskussionen (die «Sändeler»), während diese ihrerseits der Meinung waren, jene seien bloss Macher ohne das geringste Interesse für soziopolitische Wandlungsprozesse. Wie immer in solchen Fällen lag in beiden Gesichtspunkten ein Kern Wahrheit.

Die Spannung zwischen eher technisch orientierten Machern und entwicklungspolitischen «Sändelern» prägte die Entwicklungshilfe der 1970er-Jahre. Sie hat sich deutlich in Nepal, dem traditionellen Kernland der schweizerischen Entwicklungshilfe, manifestiert, war jedoch ganz generell in allen Länderprogrammen der schweizerischen

Entwicklungszusammenarbeit unterschiedlich intensiv festzustellen. In Afrika fand der Wandel mit einer gewissen Verzögerung statt. In Lateinamerika stellte sich die Frage anders: Die ältere Generation wollte sich nicht unbedingt mit einer eher sozialemanzipatorischen Arbeit identifizieren. Sie suchte ihr Heil in der beruflichen Abstützung durch den Ankauf von Land. Das Finden eines Kompromisses zwischen entwicklungspolitischer Glaubwürdigkeit und dem legitimen Anliegen der Mitarbeiter, sich wirtschaftlich abzusichern, blieb der Direktion der DEZA vorbehalten. Sie verbot den Entwicklungshelfern, unter Vertrag Land zu kaufen.

Neu war in dieser Zeit auch die Integration von Sozialwissenschaftlern in die Entwicklungszusammenarbeit. Sie bereicherten diese in den folgenden Jahren in bisher vernachlässigten soziokulturellen und wirtschaftlichen Aspekten. Da die nepalesischen Hügel von verschiedenen ethnischen Gruppen und Kasten bewohnt waren, deren Lebensweise uns nur fragmentarisch bekannt war, lag es nahe, erfahrene Anthropologen nach Beendigung ihrer Doktorarbeit in unsere Tätigkeiten zu integrieren. Ihre Arbeit sollte eine vertiefte Kenntnis der soziopolitischen Verhältnisse liefern. Wir hofften, so eine gute Grundlage für die bevorstehenden langfristigen Programme zur Förderung der Hügelbevölkerung schaffen zu können.

SATA startete zwei Versuche. Im Hügelförderungsprojekt in Ostnepal stellten wir eine Anthropologin an, die einerseits projektbegleitend die Entwicklungshelfer über soziale und politische Verhältnisse, Abhängigkeiten, Machtstrukturen und Entscheidungsmechanismen informieren sollte. Die Anthropologin hatte drei Aufträge zu erfüllen: Sie sollte die tägliche Arbeit begleiten und im Gespräch Empfehlungen formulieren. Des Weiteren sollte sie in einem Gebiet, in dem das Projekt noch nicht lief, die lokale Machtstruktur und den Produktionszyklus analysieren und aus anthropologischer Sicht den Status vor einer Projektintervention beschreiben. Ihr letzter Auftrag bestand darin, zehn Jahre später das Gebiet zu untersuchen und zu dokumentieren, was sich aufgrund der Projektintervention verändert hatte und welches die möglichen

Folgerungen für die Entwicklungszusammenarbeit sein könnten. Wir wollten gewissermassen eine Evaluation ex post vorbereiten.

Da die Arbeit der Anthropologin erst einsetzte, als das Entwicklungshelferteam bereits vor Ort war und die Strategien schon festgelegt waren, versuchten wir, in einem anderen Projekt bessere Rahmenbedingungen für ihre Aufgaben zu schaffen. In Westnepal (Distrikt Palpa) hatten die Regierungen der Schweiz, Deutschlands und Nepals beschlossen, das Einzugsgebiet eines Flüsschens (Tinao Khola) zu fördern. Im Zentrum standen der Ressourcenschutz und die Reduktion der Erosion durch angepasste Bewirtschaftungsmethoden. In vier repräsentativen Dörfern (auf verschiedenen Höhenstufen und mit unterschiedlicher ethnischer Zusammensetzung) sollten der landwirtschaftliche Zyklus analysiert, die Bewirtschaftungsmethoden dokumentiert und Folgerungen für die praktische Arbeit formuliert werden.

Beiden Versuchen war ein gemischter Erfolg beschieden. Im ersten Beispiel erwiesen sich die andernorts als «Sändeler» bezeichneten Post-68er als handfeste Praktiker. Die Anthropologin als Wissenschaftlerin hatte grosse Mühe, sich bei den Agronomen und anderen Spezialisten Gehör zu verschaffen. Da sie die landwirtschaftliche und forstwirtschaftliche Terminologie nicht beherrschte, stand sie bald als Unwissende da. Wir mussten ihre Arbeit auf die vorausschauende Analyse konzentrieren. Sie arbeitete allein in einem Tal, das erst einige Jahre später durch eine Strasse erschlossen werden sollte. Hier stand sie unter dem Eindruck der bösen Geister, die offenbar in der Vorstellung der Talbewohner über dem Tama Kosi, dem wichtigsten Fluss der Gegend, ihr Unwesen trieben, womit sie in den Augen der Praktiker buchstäblich von allen guten Geistern verlassen schien. Ihre Glaubwürdigkeit reduzierte sich entsprechend.

Die Verantwortlichen waren überzeugt, mit dem Einsatz von Anthropologen in Westnepal die glücklichere Hand zu haben. SATA hatte eine mit beiden Beinen auf dem Boden stehende Anthropologin rekrutiert und arbeitete eng mit dem entsprechenden Universitätsinstitut in Kathmandu zusammen. Das Timing für den Beginn ihrer Arbeit schien optimal zu sein. Allerdings mussten die Experten, die inzwischen

angekommen waren, Strategie und Inhalte für fünf Jahre definieren, bevor die Ergebnisse der anthropologischen Analyse vorlagen. Das Projekt stützte sich so auf sekundäre Quellen, deren Unzuverlässigkeit hinlänglich bekannt war. Damit war der Versuch, Wissenschaft und Praxis, sozialwissenschaftliche Erkenntnis und fachliche Praxis zu verbinden, vorerst fehlgeschlagen.

Hochmut kommt vor dem Fall: die Beispiele von Chialsa/Sallery und Pouwa

Die SATA hatte den Ehrgeiz, führend zu sein in der Anwendung und Verbreitung angepasster Technologien. Wasserheizung mit Sonnenenergie, rauchlose Öfen, Biogasanlagen und ländliche Elektrifizierung waren angesagt. Wassererhitzer und rauchlose Kochherde waren technisch gut umzusetzen. Für die Wasserheizung entstand eine Firma, die mit der kommerziellen Verbreitung sehr erfolgreich war. Heute, 30 Jahre später, steht praktisch auf jedem Dach in Kathmandu eine Sonnenheizung. Allerdings werden heute die meisten Anlagen direkt aus Singapur importiert. Für die Einführung der rauchlosen Öfen suchten wir die Glaubwürdigkeit durch Eigenversuche zu erhöhen. Die Unterkünfte der Mitarbeiter in den Hügeln Ostnepals sollten über rauchlose Räume verfügen. Das Experiment mit den rauchlosen Öfen, Smokeless Chulo, lief recht gut an. Probleme entstanden erst im zweiten Jahr, als die Bambusstangen des Dachstuhls zu «schneien» begannen: Da der Rauch nun fehlte, wurde der Bambus nicht mehr imprägniert, sodass sich ungehemmt Ungeziefer entwickeln konnte, das sich zu unserem Leidwesen am Bambus gütlich tat. Womit wieder einmal bewiesen war, dass es keine monokausalen Probleme gibt und die Lösungsfindung entsprechend kompliziert ist.

Bis heute ist das Problem der rauchlosen Herde nicht gelöst. Wir wissen zwar, dass die Reduktion von Russbildung beim Kochen wichtig ist. Russ, den das Kochen, Waldbrände und die Industrie verursachen, ist ausserordentlich gesundheitsschädigend. Wir wissen auch, dass der so produzierte «black carbon» zum Gletscherschmelzen beiträgt. Die technischen Lösungen, die bereitliegen, sind leider nicht kundengerecht